

Der Bund

Der kleine Bund

Artikel 1 von 2 auf Seite 31

«Reden wir überhaupt noch Dialekt?»

Sprache Gute Wortkunst können nur die Berner: Zum Start der «Bund»-Videoserie «Auf ein Wort» sagt der Mundartspezialist Christian Schmid, wie sich dieses Vorurteil durchsetzen konnte - und was ihn daran stört, wie wir mit unseren Dialekten umgehen.

Lena Rittmeyer

Herr Schmid, warum ist Berndeutsch so beliebt?

Zuerst einmal ist es ein starker Dialekt mit einer weiten Verbreitung. Bern hat ja in der Eidgenossenschaft eine wichtige Rolle gespielt bis 1848, und auch der Dialekt hatte eine grosse Präsenz, die bis in den Aargau hinein gereicht hat.

Liegt es auch am Klang des Dialekts, dass ihn alle mögen?

Das glaube ich nicht. Einstellungen zu einer Sprachform setzen sich vielmehr zusammen aus persönlichen Beliebtheiten und gesellschaftlichen Einschätzungen. Bernerinnen und Berner gelten in der älteren Beurteilung als behäbige, schollentreue Leute, mit denen man gut auskommt. Statt des Klangs ist es dieses Gemütliche, das den Dialekt beliebt macht.

Ist dieser Sympathiebonus auch der Grund, warum auffällig viele Berner Musikgrößen hierzulande schon fast als Kulturgut gelten? Man denke an Mani Matter, Polo Hofer, Züri West, Patent Ochsner bis hin zu Lo & Leduc oder Steff la Cheffe.

Auf der einen Seite: Ja. Auf der anderen hat sich die Ansicht verfestigt, gute Mundartwortkunst könne man eigentlich nur auf Berndeutsch machen.

Warum glaubt man das?

Zuerst war der Berner Dialekt dominant, dann verfestigte sich die Ansicht, die dominante Mundart sei auch die beste. Dabei stimmt das überhaupt nicht. Wenn wir ins 18. Jahrhundert zurückschauen, waren es zuerst die Basler, Baselbieter und Zürcher, die Gedichte auf Mundart geschrieben haben. Bern spielte dann ab dem 19. Jahrhundert eine ganz wichtige Rolle.

Inwiefern?

Zuerst durch Hexameteridyllen, Lyrik und Prosa, nach dem Zweiten Weltkrieg dann in der sogenannten Modern-Mundart-Bewegung, die aufkam mit den Protestbewegungen von 1968. Damals kam zu den alten Kunstformen noch das Chanson dazu: Mani Matter und die Berner Troubadours waren nicht die einzigen, da gab es noch viele andere Berner. Aber ich muss noch etwas sagen, um die Sache noch komplizierter zu machen.

Bitte.

Der Mundartpapst in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war ein Berner: Otto von Greyerz, ein Professor, der Theaterstücke auf Mundart geschrieben hat und einen ungeheuren Einfluss auf die Stellung des Dialekts hatte, nicht immer im positiven Sinn. Ihm gelang es, dass Dialekt als besondere Sprachform angeschaut wurde, die man pflegen muss.

Eine Haltung, die auch heute noch verbreitet ist. Was halten Sie davon?

Auf der einen Seite verhätscheln wir unsere Mundart, die meistens jene ist, die wir selber reden. Die finden wir die beste. Auf der anderen Seite hat diese Verhätschelei keinen Boden. Denn es gibt in unserer Gesellschaft keine Diskussion mehr über Mundart. Wenn wir beispielsweise beurteilen wollen, was gute Mundart ist, haben wir dafür keine Massstäbe.

Aber es gibt doch schon Leute, die sagen, wie man richtiges Berndeutsch spricht.

Für diese Berner ist gute Mundart, wenn jemand sagt: «Zwe Manne, zwo Froue, zwöi Ching». Wenn jetzt aber jemand schreibt: «Zwo Frouene si mit zwöine Taxis zwone Muurene entlang gfaare», dann ist das meiner Ansicht nach eher schlechtes Berndeutsch, denn ich würde vielmehr sagen: «Zwo Froue si mit zwöine Taxi zwone Muure naa gfaare.» Nicht: «Frouene» und «Muurene» und «Taxis». Und: «naa gfaare», nicht «entlang gfaare». Aber das hören sie gar nicht mehr. Es ist einfach dieser Schibboleth: «Zwe Manne, zwo Froue, zwöi Ching». Der Rest interessiert nicht.

Wirklich?

Wir haben die Mundarten ja aus den Schulen verbannt. An den Universitäten kommen sie nur noch in der Sprachwissenschaft vor. Aber seit etwa dreissig Jahren beschäftigt sich dort niemand mehr mit Mundartkultur. Nach der Modern-Mundart-Bewegung von 1968 hat man angeregt diskutiert: Wie soll die Mundart sein, was ist ihr Wert? Seit Jahren aber herrscht Grabesstille.

Warum ist das so?

Es interessiert uns nicht. In der Mundart gilt heute: Anything goes.

Das stimmt doch auch.

Wenn ich sage, ich fände eine Wendung besser als eine andere, dann ist die stehende Antwort immer: Sprachen verändern sich halt. Man wehrt mit diesem Argument jede Diskussion ab. Sprachen verändern sich halt, das weiss ich auch. Aber trotzdem muss man sehen, was mit unseren Mundarten heute passiert. Sie müssen sich vorstellen: Ich bin in einem Haushalt aufgewachsen, in dem die Mutter ihren Dialekt sehr gern hatte. Wenn ich «Mariiechäferli» gesagt habe statt «Himugüegeli», hat die Mutter gesagt: «Bei uns im Berndeutschen heisst das immer noch Himugüegeli.» Oder «Butter» und «Anke», dort bin ich korrigiert worden.

Mit welchen Folgen?

Mein Berndeutsch ist ein altländliches, das heisst, ich brauche noch einen eher traditionellen Wortschatz. Jetzt gibt es Leute, die da sofort sagen: Das ist doch «bbluemets Trögli»! Ich finde das den blödesten Begriff, den es gibt. Wir leben doch in einer Welt mit Leuten aus verschiedenen Altersstufen. Und wenn ich mehr Wendungen aus einem alten Wortschatz brauche als eine traditionsferne junge Person, muss man mich doch nicht gleich zensieren wollen oder lächerlich machen.

Sie finden beides falsch: wenn man in der Mundart auf Regeln pocht, aber auch ein «Anything goes». Ihnen fehlt die Diskussion.

Genau. Ich muss Ihnen ein Bekenntnis machen: Wir brauchten die Mundart nicht mehr, um uns in der Welt zurechtzufinden. Hinzu kommt, dass unsere Mundarten sich nicht mehr aus sich selber erneuern können. Alles, was wir neu aufnehmen in unseren Wortschatz, entnehmen wir aus dem Schriftdeutschen und zum Teil aus dem Englischen. Der gesamte traditionelle Dialekt verschwindet nach und nach.

Ist das schlimm?

Schlimm ist da nichts dran. Was aber verloren geht, ist, dass der Dialekt immer mehr Kraft als eigenständige Sprachform verliert. Wir können uns gut die Frage stellen: Ist das, was wir reden, überhaupt noch Dialekt? Ist es nicht eher eine Kreolsprache?

Wo sehen Sie das?

Ich sage «Tiefchüeutruue» auf Berndeutsch, aber «tief» heisst in meinem Dialekt eigentlich «töiff» und eine Truhe gibts nicht, das ist ein «Trögli» oder ein «Troog». Ich sollte dem also «Töiffchüeutroog» sagen. Das sagt aber kein Mensch. Die Veränderungen unseres Wortschatzes haben schon ganz früh angefangen. Sobald sich unsere Welt zu technisieren begann, haben wir die Bezeichnungen für die neuen Dinge in unsere Mundarten übernommen.

Das ist kaum zu verhindern.

Ich weiss, dass es für die Mundarten keinen anderen Weg gibt. Was mich einfach ärgert, ist, dass wir auf der einen Seite eine Art Jöö-Verhältnis zu unseren Dialekten haben, und auf der anderen Seite interessieren sie uns einen Dreck. Das finde ich schade. Denn jede Sprachform sieht die Welt auf ihre besondere Art.

Grenzt diese Sicht nicht auch ein wenig an eine Verhätschelei der Mundart?

Gar nicht. Wenn ich sage: «I ga ga zmörgele», dann würde ich nie sagen, dass das richtig, und wenn einer sagt: «I ga ga fuude», dass das falsch ist. Ich möchte einfach, dass wir ein Bewusstsein haben für unseren Dialekt und ihn nicht nur einfach reden.

Christian Schmid ist Autor und Mundartspezialist. Am Dienstag, 12.11., liest er in der Buchhandlung Stauffacher in Bern aus seinem neusten Buch «Häbet nech am Huet! E Chiflete» (Cosmos-Verlag, Bern 2019. 128 Seiten, 27 Franken).

© Der Bund. Alle Rechte vorbehalten.